

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen.

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Markusevangelium. Ich lese aus dem 9. Kapitel die Verse 17 bis 27:

Einer aus der Menschenmenge sagte zu Jesus: „Meister, ich habe dir meinen Sohn mitgebracht, der hat einen sprachlosen Geist. Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn hin und her, dann hat er Schaum vorm Mund und knirscht mit den Zähnen und wird ganz starr. Ich habe schon mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollen, aber sie konnten's nicht.“ Jesus antwortete. „O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch noch ertragen? Bringt ihn zu mir!“ Und sie brachten den Jungen zu Jesus. Und sobald der Geist Jesus sah, riss er ihn. Und der Junge fiel zu Boden, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund. Jesus fragte seinen Vater: „Wie lange geschieht das schon mit ihm?“ Er antwortete: „Seit seiner frühen Kindheit. Er hat ihn auch oft schon ins Feuer oder ins Wasser geworfen, damit er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas tun kannst, dann erbarme dich unser und hilf uns!“ Jesus aber sagte zu ihm: „Du sagst ‚Wenn du kannst‘ – alle Dinge sind möglich dem, der glaubt.“ Da schrie der Vater des Kindes: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Als nun Jesus sah, wie das Volk herbeiströmte, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: „Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre von ihm aus und fahre nicht wieder in ihn hinein!“ Da schrie er und riss ihn hin und her und fuhr aus. Und der Junge lag wie tot da, so dass viele sagten, er sei tot. Jesus aber ergriff seine Hand und richtete ihn auf, und er stand auf.

Liebe Gemeinde,

In der Bibel ist, Gott sei Dank, nicht immer nur von Glaubensvorbildern und Helden die Rede. Gott sei Dank kommen in der Bibel auch viele Menschen wie Du und ich vor. Da sage noch jemand, die Bibel sei nun mal mindestens 2000 Jahre alt und habe mit uns heute nichts mehr zu tun. Im heutigen Predigttext jedenfalls begegnet uns ein Mensch, der auch nebenan wohnen könnte. Dessen Verhältnis zu Gott und zu Jesus unserem in vielem gleicht.

Dabei ist seine Lage ungewöhnlich, ausweglos. So ausweglos, wie es hoffentlich nur wenigen von uns in ihrem Leben ertragen müssen: Sein Sohn leidet seit Kindesbeinen an unter Epilepsie. Anfälle quälen ihn, gefährden ihn und andere, und vor allem: Seine Krankheit bedeutet für ihn und seine Familie Anfeindung, soziale Isolation und ständige Angst. Krankheit bereitet Angst, nicht nur bei den Kranken. Krankheit bewirkt oft, dass sich Menschen zurückziehen: der Kranke zieht sich in sich selbst zurück, aus Angst, seiner Umwelt zur Last zu fallen. So sind Kranke oft besessen, besetzt vom Gefühl, zu nichts mehr nutzen zu sein, nur Probleme zu machen. Die Angehörigen ziehen sich aus ihren sozialen Kontakten zurück, weil sie sich ganz dem kranken widmen müssen. Sie sind besessen, besetzt von der Sorge und Pflege um das Familienmitglied. Und das Umfeld des Kranken zieht sich oft auch zurück, aus Angst, etwas falsch zu machen, etwas Falsches zu sagen, die Krankheit auf sich zu ziehen. Die Menschen um den Kranken sind oft besessen, besetzt von der Angst etwas abzubekommen von der Krankheit, vom Leid, vom Schmerz. Die Antike hatte noch keinen Einblick in die Ursachen und Wirkungen von Infektionen und Gen-Defekten. Wer krank war, galt als besessen, gepeinigt und gesteuert von einem bösen Geist, einem Dämon. In diesen bösen Geist konnte man seine Angst hineinprojizieren. Dämonen waren und sind Gestalten der Angst: Angst vor Krankheit, Angst vor Ansteckung Angst vor Gottes Strafe, vor Isolation und vor dem Tod. In diesem Sinne ist dieser junge Mann tatsächlich besessen und seine Familie mit ihm. Das Bild vom bösen Geist ist in einer Gesellschaft ohne moderne Medizin verständlich. Es ist aber im doppelten Sinne schrecklich: Es drückte die Angst, die Ohnmacht, den Ekel der Menschen vor der Krankheit aus und es verhinderte zugleich eben die menschliche Zuwendung und die Ursachenforschung, die das Leiden lindert und vielleicht sogar eine Therapie im modernen Sinne angestoßen hätte. So ruft, wie in dieser

Geschichte, der Dämon des Jungen auch noch die Ungeister von Ablehnung, Zurückweisung und Aberglauben auf den Plan.

Hauptperson dieser Geschichte ist aber gar nicht er, der Epileptiker. Hauptperson der Geschichte ist sein Vater. Er ist die Identifikationsfigur. Er stammt auch nicht nur aus der Heilsgeschichte. Er stammt auch aus der Gemeinde des Evangelisten Markus. In ihr ist der Schwung der ersten Christen raus ist aus dem Gemeindeleben. Heilungen in Jesu Namen sind selten geworden. Der Alltag ist eingekehrt. Die kleinen Sorgen und Nöte, Armut, Ärger mit den Behörden, erste theologische Streitigkeiten, die beginnende Schwerekraft von Traditionen belasten die junge Christengemeinde. „Was bringt mir der Glaube an Jesus konkret?“ so fragen die Leute. Die Wunder bleiben aus. Krücken und Gehwagen bleiben nicht mehr in den Kirchen zurück, die Mühseligen und Beladenen bevölkern die Gottesdienste, ohne dass sie nachher gesund und munter in ihre Häuser zurückkehrten. Die Jünger Jesu, die Gemeindeglieder, ihre Diakone und Pfarrer, können die bösen Geister nicht mehr austreiben. Was machten die Christen falsch? Glaubten sie nicht fest genug? Hatte Gott sie im Stich gelassen? Der Vater des epileptischen Jungen könnte auch zur Gemeinde des Markus gehört haben und dem Evangelisten gefragt haben: Mein Junge ist krank, was hast dazu zu erzählen? Wie soll ich damit umgehen? Wird Gott sein Schicksal, mein Schicksal wenden? Oder ist Gott so schwach wie ich, und muss ich mich mit seiner Krankheit abfinden?

Hauptperson der Geschichte ist der Vater, der seinen Sohn zu Jesus bringt. Er ist, sagte ich, die Identifikationsfigur. Er ist auch nicht nur Gemeindeglied in der Gemeinde des Markus. Er stammt auch aus unserer Gemeinde. In ihr ist manchmal auch der Schwung der ersten Christen zu vermissen. Heilungen in Jesu Namen kommen eigentlich gar nicht mehr vor. Der Alltag bestimmt uns. Die kleinen Sorgen und Nöte, Wirtschaftskrise und Bundestagswahl, das Problem, in einer verweltlichen Gesellschaft längst zu Außenseitern und zu einer Minderheit geworden zu sein. „Was bringt mir der Glaube konkret?“ so fragen die Leute heute. Wunder bleiben aus. Der Konflikt mit den Söhnen ist auch nach dem Gottesdienst noch da. Die Depression kann jeder zeit wieder zuschlagen und aus dem Leben eine Hölle machen. Montagmorgen kommen die Zukunftsängste wieder zurück: Soll ich mich um einen neuen Job bewerben oder warte ich, bis mein Unternehmen pleite gemacht hat? Die Jünger Jesu, die Gemeindeglieder, ihre Mitarbeiter und Pfarrer, können die bösen Geister der Globalisierung, die Dämonen von Krankheit und Angst nicht mehr bannen. Was machen die Christen falsch? Glauben wir nicht fest genug? Hat Gott uns im Stich gelassen? Auch heute noch fragen Väter und Mütter uns: Mein Junge ist krank, oder: Mein Kind kommt nicht mit in der Schule und unser Familienleben ist ein einziges Chaos. Was hat da eure Gute Nachricht zu erzählen? Wird Gott unser Schicksal, mein Schicksal, wenden? Oder ist Gott tot und ich muss mich mit der Welt abfinden, wie sie ist?

Das erstaunlichste an der Geschichte, ist doch, dass es eigentlich Jesus ist, der sich zurechtweisen lässt, der zurücksteckt. Jesus ist nicht der tolle Wundertäter, der Exorzist, der Heiler, wie er im Buche steht. Wie in der Geschichte von der kanaanäischen Frau übrigens, die wir heute als Evangelium gehört haben. Wir müssen uns das noch einmal klarmachen: Da bringt ein verzweifelter Vater seinen anfallskranken Sohn zu Jesus und klagt ihm sein Leid. Die Jünger, so der Mann, haben ihm nicht helfen können. Vermutlich hat er Jesus mit seinem Anliegen nicht belasten wollen. Statt dem Mann gleich zuhelfen, bekommen zunächst mal die Jünger einen auf den Deckel. Jesus schilt sie als ungläubig und würde am liebsten bei soviel Unglauben wegrennen. Aber immerhin sieht er sich den Jungen näher an – und der bekommt auch prompt einen Anfall. Heilt ihn Jesus jetzt? Nein, er fragt erst mal nach, seit wann den Jungen das Leiden schon quält. Was soll da noch eine lange Anamnese? Ist Jesus schwer von Begriff? Er soll den Jungen gefälligst gesund machen. Deshalb fordert der Vater noch mal klar und deutlich: „Wenn du aber etwas tun kannst, dann erbarme dich unser und hilf uns!“ Wer meint, jetzt griffe Jesus endlich ein, wird noch mal enttäuscht. Jesus weist diesen armen

und verzweifelten Vater zurecht: mit den Worten: „Du sagst ‚Wenn du kannst‘ – alle Dinge sind möglich dem, der glaubt.“ Kann man denn dem Vater verdenken, dass er Zweifel hat? Wenn schon die Assistenzärzte versagt haben, ob da der Chefarzt helfen kann? „Alle Dinge sind möglich dem, der glaubt.“ Ist das nicht zuviel verlangt? Soll das etwa heißen, der Vater hätte die Rettung seines Sohnes schon selbst geschafft, wenn er nur genug geglaubt hätte? Kann man überhaupt mit jemandem über Glauben und Unglauben diskutieren, der von der nackten Not getrieben wird, der seine letzte Hoffnung auf Jesus setzt, der am Ende ist, der nicht mehr kann? Statt Heilung nachgeholt Konfirmandenunterricht? Statt praktischer Hilfe theoretische Glaubenslehre? Die Szene spitzt sich zu und entlädt sich im Schrei des Vaters: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Der Vater lässt alle Demut und alle Höflichkeit fahren. Anfallsartig kommt dieser Schrei über ihn, verzweifelt schreit der Vater, dessen Sohn von einem stummen Geist gefangen wird.

Ich stelle mir vor, dass dieser Schrei nicht nur aus Verzweiflung besteht. Ich höre auch Wut in ihm: Wut gegen das Zögern Jesu und seine hochtheologischen Nachfragen, Wut über die Unfähigkeit der Jünger, Wut über die jahrelang erlittenen Verletzungen und Blicke, die Abkehr von Freunden und Familienangehörigen. Erschöpfung auch von den vielen nutzlosen Anläufen bei Ärzten und Wundertätern. Die Angst bricht sich Bahn in diesem Schrei. Die Angst vor dem Unheimlichen, Lebensbedrohlichen des Dämons, Angst vor der Krankheit, Angst um den Sohn, der schon so manches Mal bei Anfällen fast ums Leben gekommen wäre. „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“

Für mich ist dieser namenlose Vater ein Star in der Bibel. Mir ist er näher als Abraham und Noah, als die jünger oder Paulus und all die anderen Vorbilder im Glauben. Für mich ist dieser Vater ein Vorbild im Glauben. Weil er aus seinem Unglauben keinen Hehl macht. Weil er kein 100%ig Gläubiger ist. Weil in ihm Glaube und Unglaube kämpfen. Weil er sein Leid, seine Enttäuschung, seine Ohnmacht nicht verdeckt vor den anderen. Weil er sie Jesus ins Gesicht schreit. Weil er sich mit den leeren Glaubenslehren und den wohlfeilen Ratschlägen der Theologie nicht zufrieden gibt. „Alles ist möglich dem, der glaubt!“ Stimmt, aber was hilft mir das, wenn mein Sohn krank ist, wenn ich am Ende bin, wenn mir kein Mensch mehr helfen kann, wenn der Zweifel und der Unglaube an mir nagen?

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Für mich ist das das Ur-Gebet im Neuen Testament. Für mich ist das ein Befreiungssatz, in den auch wir alle Wut, alle Angst, alle Verzweiflung legen können und mit Gott in Verbindung bringen. Ein Befreiungssatz, der uns von der Besessenheit und Vermessenheit heilt, 100%ig glauben zu können und zu müssen. Nein, Glaube ist eben keine Sache von Hopp oder Top, „do or die“, friss oder stirb. Glaube ist immer auch von Unglauben, von Zweifel, von Anfechtung geprägt. Wer sich auf Gott zu bewegt, nach ihm fragt, sich auf ihn einlässt, der ist noch nicht am Ziel. Heil gibt es nur unter den Bedingungen dieser unerlösten Welt, unter den Bedingungen von Krankheit, Terror und Angst. Heil gibt es nur für diese Welt, nicht gegen sie oder ohne sie. Gott nimmt unseren Unglauben an. Er rennt nicht weg vor unseren Zweifeln. Er lässt sie zu. Ich darf Angst haben. Ich darf an Gott zweifeln.

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben „ Für mich ist dieser Satz eine ungeheure Entlastung. Ich brauche nur Glauben wie ein Senfkorn, klein und unscheinbar. Dieser Glaube reicht aus. Ich muss nicht alles können, nur weil ich Christ bin. Und wenn in meinem Leben etwas daneben geht, stimmt was mit meinem Glauben nicht. Nein, Angst, Wut und Krankheit dürfen vorkommen in meinem Leben. Es kann Dinge geben, die meinen Glauben übersteigen und meiner Skepsis oder einfach meinem gesunden Menschenverstand zum Opfer fallen. Gott zieht sich dann nicht enttäuscht zurück. Gott möchte, dass wir ihn über alle Dinge lieben, ihn ehren und ihm vertrauen, dass wir ihm glauben. Aber wir sind Menschen und müssen das nicht perfekt machen. Heil, Heilung, Leben haben, das müssen wir nicht machen, das sollen wir ihm überlassen. Die Geister und Dämonen in unserem Leben müssen wir nicht in Schach

halten, Gott wird schon mit ihnen fertig werden. Mögen wir an unserer Krankheit, an unseren Sorgen und Ängsten so manches Mal ungläubig werden – Gott ist größer als sie. Mögen wir der Ungeister von Terror und Gewalt in der Welt nicht Herr werden, Gott ist größer als sie. Mag uns unser Verstand sagen, dass die Welt nun mal so falsch und unheilvoll ist, wie sie ist, Gott ist der Herr der Welt und wird sie nicht so lassen. Mag Unfriede in und zwischen uns sein, so dass wir uns den Glauben so manches Mal abgewöhnt haben – Gott wird unser Friede sein.

Ein Friede, der höher ist als all unsere Vernunft, darum bewahre Gott unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.